

Stirne an Stirne

Zu zwei Briefen Christine Lavants an Hermann Lienhard.

von
Annette Steinsiek (Innsbruck)

Christl Habernig
St. Stefan am 14.11.50.

Lieber guter Herr Lienhard.

Weiß Gott wie Euch allen jemals gedankt werden könnte? Das hat mich ja auch so bedrückt (mehr noch als der Abschied.) Wenn ich nicht so hoffnungslos auf dem Sand läge könnte ich mich damit trösten der wunderbaren Stadt St. Veit einmal einen Dank widmen zu dürfen der diesen gütigen und aufs Geistige hin so mutigen Menschen würdig wäre. Aber so... Gerade jetzt wo ich nur mehr eine dürre Hülse bin, muß ich in die Lage geraten als Fähnlein angesehen zu werden. Bitte verstehen Sie mich: Meine Trauer hat keine trübe Quelle, es geht mir nicht um eine Wiederholung dieser unsäglich schönen Zeit, aber daß ich mir dieses herrliche Geschenk gefallen ließ, ohne es nachträglich verdienen zu können, das bringt mich in Schwermut. Trotzdem: – ob verdient oder unverdient, dieses Brötlein wird mich lange fort nähren in welche entlegene Landschaft mich immer mein Stern vertragen mag. Vielleicht, lieber Herr haben Sie einfachere Worte erwartet, aber ich muß sie hernehmen wie sie mir eben unter die Hand kommen.

Ich weiß nicht ob Ihr, die Ihr diese unmenschliche Mühe auf Euch lasten hattet, überhaupt noch im Stande waret die reine Köstlichkeit Eures Geschenkes einzusehen und daß es nirgends daran eine Bruchstelle oder auch nur eine Verbogenheit gab. Ich habe in meinem armen Leben schon viel viel Güte und Liebe erfahren, aber nahezu immer war ein Körnlein dabei das sich beim Schlucken wehrte und weh tat. Diesmal war ich – als ich den Becher ansetzte auf eine Menge dazwischengeratener Splitter gefaßt und ich habe viel Vorsicht mitgenommen nach St. Veit, ich habe mir während der Fahrt im Autobus immer wieder vorgesagt: Was immer kommt, ich will des Gottes (des Guten) inne bleiben, während jeder Demütigung. Aber es war nicht not. Nie. Ja ich bin viele viele Male des Gottes anderer inne worden und wie er in ihnen groß und wunderbar erhalten sei. Die Welt hat für mich eine Änderung erfahren. Man braucht sich nun nimmer nachts krampfhaft vorsagen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herrgott...u.s.w.“ jetzt spürt man die Herrlichkeit und Kraft innen, wo sie der Anstrengung des Mundes nimmer bedürfen. O bitte lassen Sie mich diese Dinge sagen ehe sie hineinfallen ins nimmer Abwägbare vielleicht an eine Herzstelle die doch noch nicht genügend vorbereitet war und deshalb zu keiner rechten Verwendung fähig wäre. Sie haben ein so geduldiges Gesicht

daß man meint Ihr Gehör könne langen und schweren Sätzen offen bleiben. Aber trotzdem werde ich es nun weiter nimmer bemühen.

Können Sie, Herr Lienhard meinen Dank weitersagen? Vor allem an Ihre Frau, (wenn von diesem Schattenstrichlein überhaupt noch etwas übrig geblieben sein sollte?) dann an die Herren, die ich wohl dem Wesen, nicht aber dem Namen nach im Gedächtnis habe. Wohl, – Herr Mack fällt mir noch ein, bitte sagen Sie ihm, daß ich seinen Wunsch bezüglich des Weihnachtsgedichtes für die „Drau“ nicht vergesse. Ihn erfüllen zu können wär mir wohl die liebste Weihnachtsfreude. Sehr sehr lieben Dank und Empfehlungen bitte an Frau Niederl, können Sie das ausrichten? es läge mir viel daran.

Frau Hubmann übernehme ich selber, da ist eine so tiefe Herzlichkeit entstanden, die über keinen anderen Mund gehen kann.

Bitte denken Sie manchmal an mich, wenn Sie das Glück und die Herrlichkeit haben dichten oder orgeln zu können. (dann ist man ja wohl stark und vieler Dinge mächtig.) Noch eines: Ich war sicher oft ungeschickt, vielleicht auch vorlaut, bitte tragt mir das nicht nach, ich habe es nie sein wollen – bei meiner Seele nicht! – aber ich bin so vielen Strahlungen ausgesetzt die mit mir umgehen, (als wär ich bloß ein Ding) und mittels ~~mich~~^x reden und handeln. So lange ich auf dem Boden der Schwermut bleibe, sind sie mir halbwegs wohlgesinnt und stellen mich nicht bloß, aber sobald ich der Fröhlichkeit auch nur ein bißchen zuwinke rächen sie sich oft recht bitter. Und oben bei Euch war ich gar sehr fröhlich besonders am Abend in Eurem Haus. Also gelt, ich bitte Euch für alles um Verzeihung was Euch an mir nicht gefiel und bitte auch zu bedenken, daß ich nie noch in solcher Umgebung und unter solchen Menschen war. Wenn ein Engel eines Nachts einen vertretenen Straßenstein aufhobe und ihn in ein warmsamtenes Etui unter seine edleren und köstlichen Brüder stellte, dann käme eine ähnliche Lage heraus.

Ich weiß – Herr Lienhard, – jeder Satz dieses Briefes kann, ohne bösen Willen sogar, falsch ausgelegt oder empfunden werden. Vielleicht haben Sie Mißbehagen oder Widerwillen? denn: – Demut, wenn man sie so auf offener Handfläche hinhält, sieht einem raffinierten Hochmut verdammt ähnlich. Diese Gefahr zu übersehen bin ich nicht naiv genug, aber wider meine vielen Feigheiten steht ein einziger zäher und winterharter Mut der mich immer wieder im Genick packt und mit der Stirne an die Stirne meines Gegenübers stößt. Ein Mut nicht bloß für mich, sondern auch für meinem jeweiligen Nächsten. Während ich dieses schreibe, wohne ich auch in Ihrem Gehirn und Ihren Nerven. Und deshalb: – Sie werden mich verstehen, Sie werden keines meiner Worte anders empfinden dürfen als es aus mir kam. Sollte aber Ihre innere Substanz eine mir so fremde sein, daß eine falsche oder überhaupt keine Übertragung entsteht, dann lege ich mich dennoch die kommende Nacht ruhig schlafen und keines meiner Worte wird mich reuen, es wird sein als hätte ich in leere Luft oder gegen einen Stein gesprochen. Kein Buchstab tut mir leid, und das bißchen was ich an Scham besitze brauche ich für Gelegenheiten wo ich willentlich und wissentlich unrecht tue.

Aber bitte: Da wo ich gedankt habe, halten Sie sich wenigstens offen – da nicht hören, oder auch nur falsch hören zu wollen, wäre ein Unrecht das nimmer bei mir steht.

Leben Sie wohl. Ich grüße alles in St. Veit, – die Menschen, die alten alten Häuser, die Straßensteine und die Sonne wenn sie so groß und rot dort drüben sinkt. Nicht zu vergessen die Glocken! ich habe nie so schöne gehört.

Ihre Frau –: Sie hat mich mit unendlicher Geduld nach Hochosterwitz geschleppt und ihre Hände waren dabei zart und gut. Bleibt alle gesund und lebt immer in Frieden.

Christine Lavant.

^x (ich glaube man sagt: „mittel meiner“ – ?? –)

(Das Original des Briefes wurde von Herrn Prof. Hermann Lienhard, St. Veit, dem Forschungsinstitut Brenner-Archiv freundlich als Schenkung überlassen. Dafür sei hier noch einmal herzlich gedankt!)

Während meiner Arbeit an der Herausgabe der Briefe Christine Lavants an Ingeborg Teuffenbach¹ wandte ich mich auch an Hermann Lienhard, um mehr über die St. Veiter Kulturtage und Christine Lavants Teilnahme daran zu erfahren. Dieser sprach dann unter anderem über Briefe Christine Lavants an ihn und sandte mir Kopien. Er fügte ein schon viele mögliche Fragen berücksichtigendes Schreiben bei:

„[...] Ich zählte in den ersten Nachkriegsjahren durch die Veröffentlichung von (nicht subventionierten) Gedichtbänden u.a. bei Otto Müller zu denen, an die sich literarische Erwartungen knüpften. Was den 'Brenner' anlangt, so durfte ich mich der besonderen Wertschätzung durch Ludwig v. Ficker erfreuen, wohl deshalb, weil sich in meinen Versen die Ausstrahlung Theodor Häckers ('Vergil, Vater des Abendlandes') da und dort widerspiegelte. Er ließ mir (ohne Jury) durch das Unterrichtsministerium das von ihm gestiftete 'Ludwig-Ficker-Stipendium' [...] verleihen.

Diese meine lyrischen Bemühungen veranlaßten mich, 1950 eine 'Tagung österreichischer Autoren und Komponisten' ins Leben zu rufen, die unter meiner Leitung bzw. Organisation, wie ich mich erinnere, alljährlich bis 1957 stattgefunden hat. Ab 1958 erfolgten unter politischem Einfluß Versuche einer Weiterführung, an denen ich nicht mehr beteiligt war.

Ich bin 1922 geboren, war also damals sehr jung, wurde Leiter verschiedener Referate beim ORF, Erinnerungen und Erinnerungsstücke an diese Zeit gingen verloren. Ich besitze auch keine Programme mehr. Ich weiß nur, sie fanden unter dem Ehreenschutz des Unterrichtsministers und des Landeshauptmannes statt. Wurden auch von diesen Instanzen gefördert.

Doch nun zum Wichtigsten Ihrer Fragen: zur Teilnahme Christine Lavants an den Tagungen in St. Veit/Glan.

Meine erste Verlegerin, Frau Edith v. Kleinmayr, machte mich 1950 auf die damals noch Unbekannte aufmerksam und empfahl mir, sie nach St. Veit einzuladen. Gleichzeitig hatte mich ein katholischer Geistlicher, Kanonikus Johannes Pettauer, mit Versen der Lavantalerin konfrontiert. Dieser wirkte im Pfarrhaus Wolfsberg; an einem seiner literarischen Abende dort lernte ich übrigens die mir bereits dem Namen nach bekannte Frau Ingeborg Teuffenbach persönlich kennen.

1 Erschienen unter dem Titel *Herz auf dem Sprung* beim Otto Müller Verlag, Salzburg 1997 (mit Kommentar und Nachwort). Der vorliegende Brief (im Original maschinschriftlich) wird nach den dort geltenden Editionsprinzipien veröffentlicht.

Zurück zu den St. Veiter Tagungen (die übrigens österreichweit bekannt waren und an denen Prominenz wie Heimito v. Doderer, Walter Jens, Rudolf Hagelstange, Gertrud Fussenegger, die noch sehr junge Bachmann usw. usw. teilnahmen): Die Kopien zweier Briefe Lavants, die sich mir erhalten haben, weisen aus, daß Christine Lavant bereits an der ersten Veranstaltung, also 1950, teilgenommen hat. (Was nicht ausschließt, daß sie in weiteren Jahren die eine oder andere Zusammenkunft besucht haben könnte.)

Der in vieler Hinsicht berührende und die innere Konstitution der noch so jungen Dichterin aufschließende Brief an mich vom 14.11.50, in dem sie sich für die Tage bedankt, ist sicher ein wichtiges, verwertenswertes Dokument.

Zur Erklärung: der von ihr genannte 'Herr Mack' ist der heute wohl vergessene, damals hier lebende Schriftsteller Lorenz Mack (Zsolnay, 'Das Glück wohnt in den Wäldern'), der mir bei der Organisation geholfen hat. Sie erwähnt ein erwünschtes 'Weihnachtsgedicht' für 'Die Drau', eine Zeitschrift, die damals Herr Mack herausgegeben hat. Es sind nur einige wenige Nummern erschienen; in einer dieser Nummern müßte, so weit ich mich erinnere, auch ein Gedicht der Lavant über die St. Veiter Tage publiziert worden sein [...] – Bei der erwähnten Frau Hubmann hatte ich sie privat untergebracht und hatte damit recht getan.

Das Original des wenige Tage später, am 23.11.50 mir geschriebenen Briefes besitze ich nicht mehr; die Kopie findet sich in der Kärntner Kulturzeitschrift „Die Brücke 2-3“, 1975-1976; die darin erwähnten Gedichte besitze ich nicht mehr.

P.S. Es freute mich unendlich [...], vom 'Brenner' zu hören. Meine Jugend wuchs im Schatten des Nazi-Terrors und endete in Gestapo-Haft. Schriften des damals vergessenen und verbotenen 'Brenners' boten mir Halt. [...]"
(Brief vom 3.6.1997)

Die „Tagung österreichischer Autoren und Komponisten“ fand vom 10.-12. November 1950 in St. Veit a. d. Glan statt. Diese wie auch die folgenden St. Veiter Kulturtage waren eine Ausnahmeerscheinung in Kärnten, wo sich aufgrund einer „personalen und institutionellen Verquickung von Heimat- bzw. Volkstumsideologie und literarischer Öffentlichkeit“ ein Begriff von „Tradition“ breitmachte, der, bezogen auf die Vergangenheit, den Nationalsozialismus als bloße Zeitspanne verharmloste, und, bezogen auf die Zukunft, jegliche (literarische) Moderne zu ersticken suchte.² Bei den St. Veiter Kulturtagen sollten dem gegenüber neben Arrivierten die jungen Schreibenden zu Wort kommen, und jene und diese nicht bevorzugt aus Kärnten, sondern aus ganz Österreich und auch darüber hinaus.³

2 Vgl. zu diesem Thema: Klaus Amann: Die Umgebung des Tonhofs. Über das literarische Leben Kärntens in den fünfziger Jahren. In: Fidibus. Zeitschrift für Literatur und Literaturwissenschaft. 20. Jg., 1992/Nr.1, S.11-19. Zitat S.15.

3 Klaus Amann weist darauf hin, daß es durch den Einfluß der „Kärntner Traditionalisten“ 1960 zur Übernahme der Organisation durch Harald Haselbach kam, was sich mit einem „starken Kärntner Überhang“ auswirkte (ebda., S.16). Das könnte die Andeutung im Brief Hermann Lienhards („unter politischem Einfluß“) erklären. –

Zu den Jahren, in denen die Veranstaltung stattfand: Hermann Lienhard schreibt, daß sie „unter meiner Leitung bzw. Organisation, wie ich mich erinnere, alljährlich bis 1957 stattgefunden hat“. In seinem Gedichtband *Das Spiegelhaus* (Salzburg: Otto Müller Verlag 1955) trägt das Gedicht *Prolog für ein Konzert* (S.96f.) folgenden Zusatz: „(Geschrieben für die 2. Tagung österreichischer Autoren und

„Die Drau. Monatsblätter für geistige Verständigung“ erschien in vier Nummern (Oktober 1950, November 1950, Dezember 1950, Januar/Februar 1951). Die letzte Nummer führt den Zusatz „Offizielles Organ der St. Veiter Tagung“. In Heft 2 wurde das Tagungsprogramm zur „Tagung österreichischer Autoren und Komponisten“ abgedruckt; es führt unter der „Lesung junger Autoren“ Christine Busta, Michael Guttenbrunner, Franz Kiessling, Christine Lavant, Hermann Lienhard, Rudolf Stibill und Walter Toman auf, einleitende Worte sprach Rudolf Felmayer; am nächsten Tag lasen Franz Theodor Csokor, Rudolf Henz, Josef Leitgeb. In dieser Ausgabe der „Drau“ erschien von Christine Lavant das Gedicht *Abends zähl ich Lamm um Lamm*.

Gertrude Rakovsky⁴ schrieb mir zu den Zusammenhängen die St. Veiter Kulturtage betreffend: „Zu sagen wäre noch, daß ich, so meine ich wenigstens, die erste Person war, die die Gedichte der Lavant öffentlich vorgetragen ha[t]. Das war anlässlich eines Autoren- und Komponistentreffens in St. Veit an der Glan. Ich berichtete Rudolf Felmayer nach meinem Urlaub von meiner Suche nach jüngeren Autoren in Klagenfurt (ich ‘fand’ dort Michael Guttenbrunner, Lorenz Mack und eben Hermann Lienhard) und wir vereinbarten, daß wir einander eine Art Tagung in St. Veit an der Glan machen sollten. So kam es bald danach zu einer interessanten Zusammenkunft, bei welcher eben auch Christine Lavant anwesend war. In Vertretung des Unterrichtsministers war Herr Ministerialrat Dr. Brunmayr dabei und mit Rudolf Felmayer auch Christine Busta. Christine Lavant und Christine Busta haben sich angefreundet und so viel ich weiß, hat Christine ein schönes, aber trauriges Gedicht als Antwort auf eines der traurigen Gedichte der Lavant verfaßt.“⁵

(Brief vom 29.7.1997)

Komponisten 1952 in St. Veit a. d. Glan.)“.

Bei Klaus Amann werden jedoch die Jahre 1950, 1951, 1954, 1957, 1960, 1964 genannt (ebda., S.16).

- 4 Gertrude Rakovsky wurde 1923 in Wien geboren. In einer biographischen Angabe in ihrem 1967 erschienenen Gedichtband *Das Mondschiff* (Wien: Bergland-Verlag, Band 142/143 der Reihe *Neue Dichtung aus Österreich*, hg. von Rudolf Felmayer) steht u.a.: „Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg studierte die Autorin nebenberuflich Sprechtechnik und Rezitation und begann noch während ihrer Ausbildungszeit mit öffentlichen Vortragsabenden, die sie beinahe ausschließlich der Lyrik damals noch vielfach unbekannter, heute im gesamten deutschen Sprachraum bekannter Autoren widmete. 1950 begann Gertrude Rakovsky selber Gedichte zu schreiben.“

Sie ist mit der Bitte um Gedichte auf Christine Lavant zugezogen. In einem Brief vom 18.10.50. antwortet Christine Lavant: „Gerne schicke ich Ihnen ein paar Gedichte aber, – wie ich denke, – vorläufig nur für Sie persönlich, denn ich habe keine Ahnung was sich für die Urania-Abende eigentlich eignet. Doch können wir uns wahrscheinlich in St. Veit darüber aussprechen. Auch werden – so hoffe ich – in nächster Zeit einige Freixemplare meiner Bücher, durch die Buchhandlung Kleinmayr, an Herrn Felmayer abgehen; vielleicht können Sie sich dann mit diesem in Verbindung setzen und aus dem schon Gedruckten etwas lesen? Ich glaube das würde den Wünschen meines Verlegers entgegenkommen, – und somit auch den meinen.“ (Mappe „Dichterbriefe an G. Rakovsky“, Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur, Wien. Ich danke Frau Rakovsky und der Dokumentationsstelle sehr für die Erlaubnis zum Abdruck.)

- 5 Leider habe ich kein Gedicht Lavant gewidmetes Gedicht gefunden. Christine Busta hat jedenfalls Gertrud Rakovsky ein Gedicht gewidmet: *Die Auswanderer* (in: Christine Busta: *Lampe und Delphin*. Gedichte, Salzburg: Otto Müller Verlag 1955, S.26).

Christine Lavant hat ihre Gedichte nicht nur in St. Veit nicht selbst vorgetragen. Auf den Pürgger Dichterwochen 1955 trägt Rudolf Stibill ihre Gedichte vor⁶, zur Lesung beim Turmbund in Innsbruck 1956 ist zwar laut Ankündigung die Anwesenheit der Autorin vorgesehen, lesen sollte aber Nina Bacher vom ORF (die Lesung fand dann ohne Christine Lavant statt). Es gibt Grund zu der Annahme, daß dahinter die Angst vor der Exponiertheit steht, die Angst, eine Vorstellung nicht erfüllen zu können, die Angst, nicht repräsentativ genug zu sein für das Stehen vor einer Menge. (Das läßt die Frage unberührt, ob es nicht ohnehin nur eine vordergründige Logik hat, daß die Schreibenden am besten sich selbst lesen.) Christine Lavant hatte in St. Veit ihren ersten größeren Auftritt in der Öffentlichkeit, und obgleich sie schon mit mehreren Veröffentlichungen aufwarten konnte⁷, ist Unsicherheit gut denkbar.

In Heft 3 der „Drau“, der „Weihnachtsnummer“, erschien dann von Christine Lavant nicht nur das gewünschte „Weihnachtsgedicht“, sondern in dem Rückblick auf die Tagung, der Texte, Presseecho, Abbildungen und Auszüge aus Briefen bot, wurde auch der obige Brief Christine Lavants an Hermann Lienhard abgedruckt (kleine Zeichen im Original weisen auf die Vorbereitung für diesen Abdruck hin). Es gibt jedoch einige Gründe, den Brief an dieser Stelle erneut vorzulegen. Nicht nur, daß „Die Drau“ nur schwer zugänglich ist – der Brief wurde dort um die Stellen gekürzt, in denen Namen bzw. personenbezogene Aussagen vorkommen. Gerade diese Stellen bieten aber eine Kontrastierung im Ton. Außerdem findet man dort Formen von Glättung, von Verüblung (z.B. statt „inne worden“, „inne geworden“, statt „es war nicht not. Nie.“ „es war nicht not, nie.“ u.ä.). Hauptsächliches Argument ist jedoch, daß der Brief dort zu einer Reihe von Dankes- und Glückwunschbriefen gestellt wurde und in seiner Sprache und seinem persönlichen Zusammenhang gar nicht zur Geltung kam.

Dieser Brief, den sie mit dem Eindruck der St. Veiter Tage an Hermann Lienhard schrieb, hinterläßt (in mir) ein seltsames Gefühl. Er ist eloquent, er benutzt eine eigene Sprache, ungewöhnliche und schöne Worte und Wendungen. Und hat etwas Artifizielles, beinahe Kaltes. Genauerer Hinsehen erweist ihn als höchst rhetorisch. Übertreibungen, übertriebene Kontrastierungen zeigen ihn jenseits individueller Erfahrung und Sprachgebung: hoffnungslos auf dem Sand, wunderbare Stadt, unsäglich schöne Zeit, herrliches Geschenk, unmenschliche Mühe, reine Köstlichkeit – und: jemals, einmal, nur mehr, immer, überhaupt noch, nirgends, auch nur eine, nahezu immer, jeder, nie, viele, viele Male, nimmer usw. Dabei vergrößert Christine Lavant alles um sich herum und verkleinert sich selbst.

6 Eine kurze Charakterisierung dieser 1953, 1954 und 1955 veranstalteten Dichtertage findet sich in einem Aufsatz von Johann Strutz: ... die Dichter dichten, die Maler malen und die Komponisten komponieren. Über die Kulturpolitik in der Steiermark in den fünfziger Jahren. (In: Literatur der Nachkriegszeit und der 50er Jahre in Österreich. Hg. von Fr. Aspetsberger, N. Frei u. H. Lengauer. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1984, S.139-154; über die Dichtertage S.148). Ausführlicher: Hans Gerhard Kandolf: Die Pürgger Dichterwochen, Bad Aussee: Verein der Freunde des Kammerhofmuseums, 1997. (Der Hinweis, daß Rudolf Stibill die Gedichte von Christine Lavant vortrug, findet sich dort auf S.86.)

Christine Lavant nahm 1954 und 1955 an der Veranstaltung teil.

7 Das Kind (Erz.), Stuttgart: Brentanoverlag 1948; Die unvollendete Liebe (Gedichte), Stuttgart: Brentanoverlag 1949; Das Krüglein (Erz.), Stuttgart: Brentanoverlag 1949.

Verkleinerungen werden dann allerdings rhetorisch gewendet geradezu appellativ: „[...] als Fähnlein angesehen zu werden. Bitte verstehen Sie mich: [...]“; „O bitte lassen Sie mich diese Dinge sagen“; „Also gelt, ich bitte Euch für alles um Verzeihung, was Euch an mir nicht gefiel und bitte auch zu bedenken [...]“.

Vergleiche mit anderen Briefen zeigen ganze inhaltliche Passagen als rhetorisch motiviert und einem System der Absicherung zugehörig. Da gibt es den ‘auf jede Demütigung gefaßt, aber es war gerade hier nicht notwendig’ – Topos. Vergleichen wir hier nur mit dem (wahrscheinlich) ersten Brief an Ingeborg Teuffenbach: „[...] aber wie sehr verändert ich von Ihnen heimging das könnten Sie wohl erst dann begreifen, wenn Sie wüßten wie ich zu Ihnen kam: Gut: – es war schon Freude da, erwartende Freude, aber ich glaubte ihr nichts. (Freuden sind so schwer zu glauben!) Größer war die Furcht, größer u. auch unbedingt glaubhafter, vertrauenswürdiger sozusagen. Ich bin sehr stark kurzsichtig; – aber glauben Sie mir: jede Herablassung jedes Fleckchen Hohn od. Ablehnung hätte ich trotzdem sofort in Ihnen wahrgenommen, denn darauf war ich vor allem eingestellt! Wie schön aber haben Sie mich überzeugt!“ (Brief von zw. dem 13. u. dem 20.1.1948, in *Herz auf dem Sprung*, S.13f.)

Dem zugehörig ist die Charakterisierung des Gegenübers als würdiger Ansprechpartner, als würdige Ansprechpartnerin (vgl. dazu z.B. ein kurzes Stück aus jenem Text, den Christine Lavant Ingeborg Teuffenbach zu Beginn ihrer Freundschaft schenkte)⁸: „Deine Augen sind gewohnt zu sehen und deine Ohren zu hören. Das Vibrieren deines Mundes vor bloß Ange-deutetem zeigt, wie sehr du gelernt hast, dein Herz auch auf Unbekanntes zugehen zu lassen.“ (12f.)

Und dann kommt – das ganze hat nicht nur in dieser Auswahl etwas von einer logischen Schrittfolge – die Absicherung gegenüber Adressat oder Adressatin, die Züge zarter Erpressung, jedenfalls leichten Trotzes trägt: wenn du meiner inneren Substanz folgen kannst, können dir meine Worte nicht mißverständlich oder unbehaglich sein... Im ersten Brief an Ingeborg Teuffenbach klingt sie so: „Bin ich Ihnen zu dramatisch oder sind Sie sehend genug um zu merken worum es geht? – Ich hoffe, daß ich mich bei unserer nächsten Begegnung dieses Briefes nicht zu schämen brauche, es wäre sonst eine Scham die auch Sie mit einbezöge.“ (15) Den vorliegenden Brief an Hermann Lienhard möchte ich als einen typischen ‘ersten Brief’ Christine Lavants bezeichnen, bzw. als einen der ersten Phase einer Bekanntschaft zugehörigen (soweit das mit dem bisher erst unzureichend erschlossenen Briefmaterial möglich ist). Er testet und nähert sich auch. Die Rhetorik gewährleistet Stabilität und hat zugleich etwas von Starre, sie erlaubt Profil und bietet doch Schutz. Hinter der Rhetorik läßt sich auch die Hoffnung auf Begegnung ahnen. Da steht man also Stirne an Stirne mit Christine Lavant.

Aus der rhetorischen Konstruktion, aus einer Funktionalisierung entlassen, tragen die Worte sehr wohl eigene Kraft, die sie zu Zeichen einer spezifischen Welt macht (das gilt z.B. für Worte wie „Hülse“, „Brötlein“, „Verbogenheit“, sich „heilig“ „vorsagen“, „Herzstelle“, „Strahlungen ausgesetzt“, auch wenn sie auch an anderer Stelle begegnen und eben in der Wiederholung zunächst wie Versatzstücke erscheinen). Wer andere Briefe, ungeschütztere, kennt

8 Christine Lavant: *Die Schöne im Mohnkleid*. Im Auftrag des Brenner-Archivs (Innsbruck) herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Annette Steinsiek, Salzburg: Otto Müller Verlag 1996.

(und auch die können rhetorische Inseln aufweisen), der und die weiß, wie lohnend es ist, dieser Welt näherzukommen, hinter die Stirne zu sehen und einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Leben zu folgen.

Und der Adressat dieses Briefes?

Hermann Lienhard (geboren 1922 in St. Veit) studierte Musik und klassische Philologie. Er wirkte als Organist in seinem Geburtsort und war langjähriger Leiter der Abteilung Literatur und Hörspiel beim ORF-Landesstudio Kärnten. Von ihm erschienen mehrere Gedichtbände; aber auch Stücke für den Rundfunk und die Bühne.⁹ Er erhielt verschiedene Preise¹⁰, unter anderem eines der Ludwig-Ficker-Stipendien 1965. Am 9.3.1965 schrieb der Ministerialrat im Unterrichtsministerium, Dr. H. Brunmayr, an Ludwig Ficker: „Der Herr Minister glaubt, Ihre hilfreiche Güte, die Sie in menschlicher und künstlerischer Hinsicht so oft und für so viele bekundeten, dadurch – gewissermaßen symbolisch – bedanken zu können, daß er an Ihrem Geburtstag ‘Ludwig-Ficker-Stipendien’ vergibt. Wenn dieser Plan Ihre Billigung findet, werden S 50.000 zur Verfügung stehen. Selbstverständlich sollen Ihnen auch die Empfänger der Stipendien, von denen wohl keines weniger als S 10.000 betragen sollte, zusagen. Ich möchte mir daher erlauben, einige ‘Kandidaten’ zur Diskussion zu stellen.“ (Nachlaß Ludwig Ficker, Forschungsinstitut Brenner-Archiv) Er weist dann auf Christine Busta, Hans Lebert, Theodor Sappert, Hermann Lienhard und Andreas Okopenko hin. In einem antwortenden Brief vom 12.3.1965 bestätigt Ficker dann u.a. den Vorschlag betreffend Hermann Lienhard: „Auch Hermann Lienhard in St. Veit a. d. Glan war mir schon in seinen Anfängen als Dichter, der mich aufhorchen ließ, bekannt, und ich habe seinen Weg seither mit Interesse und (auch wo er mir gewagt schien) mit Staunen verfolgt. Wir dürfen auch nicht vergessen, welche Verdienste sich Lienhard erworben hat – seinerzeit, als er die ersten ernstzunehmenden Dichterbegegnungen aus weiterem Umkreis (auch dem Ausland) in seiner Heimat zuwege gebracht hat. Wie kann man nur darüber hinwegsehen und seinen mannigfach bewährten Kunstverstand geringschätzen! Ich jedenfalls respektiere ihn sehr, und wünschte sehr, daß man das nicht aus dem Gedächtnis verliert.“ (Durchschrift, Nachlaß Ludwig Ficker)

An Paula Schlier schreibt Ficker am 26.4.1965: „Wie Du vielleicht erfahren hast, hat das österr. Unterrichtsministerium als anscheinend bleibende Einrichtung ‘Ludwig-Ficker-Stipendien’ von S. 50.000 gestiftet, deren erste Stipendiaten, darunter Christine Busta, auch zum Festmahl gekommen waren.“ (*Ludwig von Ficker, Briefwechsel 1940-1967*, Bd.4, hg. v. M.

-
- 9 Vgl. die Bibliographie in seiner bis dato letzten Veröffentlichung *Die Harfenschwinge* (Gedichte), Klagenfurt: Kärntner Druck- und Verlagsgesellschaft 1989; *Die Verwandlung* (Gedichte), Klagenfurt: Verlag Ferdinand v. Kleinmayr 1948; *Café Memoria* (Bühnenstück), Uraufführung Stadttheater Klagenfurt 1954; *Das Spiegelhaus* (Gedichte), Salzburg: Otto Müller Verlag 1955; *Die Hochzeit des Boticelli* (Funkoper, Auftragsarbeit des ORF, gemeinsam mit N. Artner) 1956; *Der Tod kennt den Mond nicht* (Bühnenstück), Uraufführung Stadttheater Klagenfurt, Thomas-Sessler-Verlag München 1958; *Der Strom*, (Funkoratorium, Auftragsarbeit des ORF, gemeinsam mit N. Artner) 1960; *Die Flötengarbe* (Gedichte), Wien: Bergland-Verlag 1968; *Die Orgelfracht* (Gedichte), Klagenfurt: Carinthia-Verlag 1982.
- 10 U.a. 1965 Verdienstmedaille des Österreichischen Rundfunks; 1974 Professorentitel; 1956, 1961 u. 1976 Theodor-Körner-Preis; 1984 Ehrenzeichen der Republik Österreich für Wissenschaft und Kunst; 1988 Großes Ehrenzeichen des Landes Kärnten.

Alber, W. Methlagl, A. Unterkircher, Fr. Seyr, I. Zangerle, Innsbruck: Haymon 1996, S.383) Anscheinend und leider ist es keine „bleibende Einrichtung“ gewesen, denn es gibt keinen weiteren Hinweis darauf in den Folgejahren; es hat wohl auch Ficker nicht recht gewußt, ob sich der Plural „Stipendien“ auf die Aufteilung auf verschiedene Stipendiaten, sozusagen auf die verschiedenen ‘Teile’ seines Geburtstagsgeschenkes zum 85. Geburtstag bezog, oder auf weitere Geburtstage.

Der im Schreiben von Hermann Lienhard erwähnte zweite Brief Christine Lavants an ihn, in der „Brücke“ als Ablichtung des handschriftlichen Briefes vielleicht nicht für jede/n einfach lesbar¹¹, soll hier noch einmal transkribiert angeboten werden:

am 23.11.50.

Lieber Herman Lienhard!

Seien Sie bitte nicht verdrossen daß ich mich schon wieder melde ohne irgendwie dazu aufgefordert zu sein. Es ist nur so, daß ich morgen oder später die beiden Gedichte wahrscheinlich verwerfen würde. Und doch glaube ich (jetzt noch) daß sie an Ort und Stelle kommen sollen auf die Gefahr hin ein bißchen belächelt zu werden.

Es ist so schwer die Wärme des Herzens in Worte zu fassen, aber noch schwerer sie zu verhalten. Freilich soll man das können bis das Gefühl ganz ausgereift ist, aber weiß man was alles vorher schon wieder darüber-her-fällt, welch dunkle Vögel oder kalten Winde? Immer müssen wir – diesen Dingen Ausgesetzte – entscheiden zwischen Not-Frucht oder leeren Ästen.

Ich grüße Sie herzlich

Christine Lavant.

Laut Angabe in der *Brücke* (wie der Artikel selbst von Otto Scrinzi?) wurden „die beiden Gedichte“ in *Stimmen der Gegenwart*, hg. von Hans Weigel, Wien: Verlag für Jugend und Volk, 1952, abgedruckt. Welche beiden von den sieben sind es aber?

Bezieht sich nun in dem Brief „Ort und Stelle“ auf Hermann Lienhard, gilt ihm die „Wärme des Herzens“? Es sind Anspielungen, und es bleibt offen, ob der Adressat sich selbst vor diese hingestellt sah oder ob er sie im Hinblick auf einen gemeinsamen Zusammenhang – den auch die beiden Gedichten hergestellt haben könnten – lesen konnte. Ob in diesen Anspielungen auch eine Verbindung von Absicherung und Näherung liegt?

Der Brief ist nicht zuletzt deshalb schön und interessant, weil er im zweiten Teil eine kleine Poetologie bietet: das Gedicht als „Not-Frucht“. Das Gedicht ist immer Stadium eines

¹¹ Er gehört hier eher zum umfangreichen Bildmaterial, das dem Artikel von Otto Scrinzi, *Christine Lavant*, beigelegt ist.

“Gefühls”. Von dessen Ausreifung auszugehen oder diese zu betreiben, ist im Hinblick auf alle möglichen Umstände, von denen es umgeben ist, ganz unsinnig; diese Überlegung wird von der Entscheidung ganz ausgeschlossen. Der Begriff der „Not-Frucht“ – im Ton des ‘understatements’ die ‘Unfertigkeit’ aufgreifend – wird in seiner Definitionsstruktur auch Berechtigung zum Gedicht.

Es hat noch einige wenige weitere Briefe zwischen Christine Lavant und Hermann Lienhard gegeben – sie gingen verloren –, aber es ist nicht zu einem wirklichen Briefkontakt gekommen. Auch trennten sich die Wege dann bald wieder.